16 163.839

V

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Abgelegt

1. Publikum
2. und wieder ...
3. Schiller-Feier
4. Liliencron in Wien
5. Könnte an Kulturwunsch
6. Ein weiblicher Witzbold
7. Der Himmelpolyp
8. Eine Shakespeare-Bearbeitung
9. Der Komponist

April 1904

Liliencron in Wien . . . Soll man es glauben, daß er in einem Zeitalter lebt, welches das Holz seiner Wälder der Erzeugung von Annoncenpapier hingibt? Vielleicht ist er eine der stärksten lyrischen Naturen, die je in deutscher Sprache zu ihrem Volke geredet haben. Sicher die unzeitgemäßeste. Sein Volk las Leitartikel, dieweil der Dichter zu ihm sprach. Und Rudolf Lothar war ein berühmter Mann, als man sich in Deutschland erinnerte, daß seit fast zwei Jahrzehnten der »Heidegänger« und »Adjutantenritte« und andere Sammlungen blutlebendigster Dichtung im Magazin des Verlegers Staub fraßen. Nun werden, wie auf einen unschuldig Verurteilten, späte Freuden auf das Haupt des Sechzigjährigen gehäuft. Und der festliche Anlaß hat ihn als Vorleser seiner Gedichte, uns auch, nach Wien gebracht. Wie haben wir ihn empfangen? Was haben wir ihm geboten? Was wir ihm bieten konnten: wenig Teilnahme, aber unsere ganze Taktlosigkeit . . . Man weiß, Detlev Liliencron hat sich an dem deutschen Publikum für die Gleichgültigkeit, mit der es ihm so lange begegnete, fürchterlich gerächt: er förderte, durch sein bloßes Dasein und durch gütigen Zuspruch, allerorten lyrisches Unkraut. Er glaubte, jedem, der sich mit ein paar ihm nachempfundenen Versen an ihn wandte, etwas von der Anerkennung geben zu müssen, die ihm selbst vorenthalten wurde. Und so lebt in deutschen Landen kaum ein reimender Unhold, der nicht in der Lage wäre, mit einem liebenswürdigen Privatbrief Liliencrons Mißbrauch zu treiben. Aber es paßt vielleicht wirklich zu diesem großen Kindergemüt, daß es von all den lyrischen Kommis, die ohne das Vorbild des Holsteinischen Dichterbarons bloß die Prosa der Manufakturbranche kennen würden, mehr als von sich selbst hält und mit königlicher Kritiklosigkeit jeden einzelnen zum »Prachtkerl« ernennt. Auch in Wien laufen einige solcher Prachtkerle herum. Sie verstellten ihm hier den Ausblick auf die Stadt, die er hatte kennen lernen wollen. Sie belagerten seine Wohnung. Sie sprachen so lange auf ihn ein, bis er stockheiser wurde; ihnen aber taten bloß die Hände weh. Und einer, der sich die Herausgabe eines Festalbums anmaßte, redete den Wehrlosen sogar mit »lieber Freund« an. Was hat ein durch beharrlichen Zionismus in die ‚Neue Freie Presse' gelangter Laufbursche neben dem Heidegänger zu suchen? Nein, da kam sich keiner zu gering vor, um dem grundgütigen »Detl«, der ja doch nicht zuckt, auf die Schulter klopfen zu dürfen. Wie sie zueinander passen! Er ist ein Soldat, der zwei Kriege hinter sich hat; sie haben zwei »Stellungen« hinter sich und sind nicht behalten worden. Er ist ein Jäger; sie wissen von Anstand nichts. Er ist ein Dichter; sie haben kein Talent. Nur einmal soll er die Gemütlichkeit gestört haben. Von einem Leutenant, der in die Gesellschaft geraten war, habe er sich, so wird erzählt, österreichische Adjustierungsvorschriften erklären lassen. Da die anwesenden Dichter enttäuschte Gesichter machten, habe er resolut versichert, daß ihn die Knöpfe an der österreichischen Generalsuniform mehr als die ganze deutsche Literatur interessierten . . . In diesem Augenblick erkannte Jung-Bielitz, daß es doch keine innere Verbindung zwischen den beiderseitigen Weltanschauungen gebe.

~~ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS~~.

~~*Sozialdemokrat!*~~ Könnte ein Kulturmensch überhaupt den Drang verspüren, sich politisch zu betätigen, er würde in Österreich stets zwischen den Parteistühlen zu sitzen kommen. Die Tendenz gegen ihre Vertreter in Schutz nehmen zu müssen, wäre seine erste Erkenntnis. Jede Partei treibt ihn der andern zu. Ehrlicher Antisemit, muß er nach den rednerischen Exzessen des Bürgermeisters einer Haupt- und Residenzstadt fanatischer Judenfreund werden; Zionsgläubiger, wird er beim Anblick eines Volkstheaterparketts zum Anhänger des Herrn ~~Bielohlawek~~. Die nationale Verblödung des Bürgertums treibt ihn in das sozialdemokratische Lager; der Siegesrausch der Nüchternheit, der Dünkel glanzlosester Diktatur stößt ihn wieder ab. ~~Hier zumal~~ werden die Temperamente, die im Kampf gegen Institutionen geweckt wurden, durch den Ausblick auf das Parteiideal gelähmt. Je langweiliger, desto hochmütiger wird diese Politik, die jeden, der vom allgemeinen Wahlrecht nicht viel mehr für die Kultur erwartet als eine Vermehrung der gesetzgebenden Trottelhuber und Teppenhofer, für einen Schurken erklärt. Einem der Herren soll der Verstand stehen geblieben sein, als er sah, daß ~~man~~ in diesen »großen Tagen« eine Broschüre über einen Sexualprozeß schreiben ~~konnte~~. Ich glaube nicht, daß die Menschheitsfragen, die ein solcher Prozeß berührt, nach Einführung des allgemeinen Wahlrechts leichter als bei Fortbestehen der »Kurienschande« zu lösen sein werden. Ich glaube nicht, daß die Wichtigkeit eines publizistischen Themas von seiner parlamentarischen Dringlichkeit abhängt und daß jeder andere Gegenstand hinter der andächtigen Betrachtung eines Demonstrationszuges und der definitiven Feststellung seiner Teilnehmerzahl zurückstehen muß. Merkwürdig erscheint es, daß bei der verödenden Wirkung einer Parteitendenz, die Seele und Nerven aus den Menschen wegdekretiert und durch das allgemeine Wahlrecht ersetzt, noch sozialdemokratische Schöngeister ihr Dasein fristen können. Sie sind freilich danach. ~~Herr Stefan Großmann~~ schreibt ein Feuilleton über das jetzt grassierende »Tagebuch einer Verlorenen«. Natürlich ist die Prostitution des Weibes eine »bürgerliche« Einrichtung. Schon die Einführung des allgemeinen Wahlrechts dürfte die polyandrischen Triebe wesentlich beschränken, und im Zukunftsstaat wird jene Frauennatur nicht gedeihen, die weder körperliche Hingabe noch die Annahme des Tributs, den die Mannheit schuldet, als seelische Erniedrigung empfindet. Nur immer schön marxistisch gedacht!

Wenn Herr Großmann trotzdem meint, daß »erst ein Bild des Mädchens«, das leider dem Buche fehle, »alle Merkwürdigkeiten ihrer Lebensgeschichte erklärlich begründen könnte«, so ist dies bloß ein kleiner Rückfall in seine individualistische Vergangenheit, der nichts weiter zu bedeuten hat. Seine Meinung bleibt doch: »Es ist Geschwätz — der konsumierenden männlichen Jugend zuliebe, erdacht —, wenn man diese armseligen Kleingewerbetreibenden ihrer verpfuschten Körper in geborne Lustweiber mit prachtvoller Genußphilosophie umlügen« will. Derlei paradoxe Fälschungen bleiben jenen kühnen Poeten der Modernität überlassen, die ihre bürgerliche Mission instinktiv erfüllen: wirtschaftliche Bedürfnisse geistreich zu ‚vergolden', bis sie ideale Forderungen sind!« Eine gesellschaftliche Ordnung, die die Prostitution braucht, hat auch noch einen Frank Wedekind nötig, der ihr erklärt, daß der Handel mit dem eigenen Leibe die beglückendste Frauenbeschäftigung ist.« Ich weiß nicht, ob die bürgerliche Gesellschaftsordnung in einem Frank Wedekind nicht doch den gefährlicheren Gegner spürt als in Herrn Großmann! Aber jedenfalls hat die ‚Arbeiterzeitung' eine beglückendere Frauenbeschäftigung ersonnen als den Handel mit dem eigenen Leibe. Wenn sich die jungen Mädchen nicht mehr den Männern, sondern der Politik in die Arme werfen, werden ihre Körper erst der vom Schöpfer gewollten Bestimmung dienstbar sein. Es ist gut, daß die ‚Arbeiterzeitung' in derselben Nummer, in der sie über das Tagebuch einer Verlorenen schreibt, den Brief einer für das allgemeine Wahlrecht Gewonnenen veröffentlicht. Den »Brief eines braven Mädchens« nennt sie das zarte Geständnis der Ring- und Kettenschmiedstochter, die, weit entfernt, den Lockungen eines Casti Piani zu folgen oder auch nur erlaubteren Idealen der Weiblichkeit nachzujagen, der Redaktion der ‚Arbeiterzeitung' versichert, daß sie — »von der Geburt eines neuen Österreich überwältigt« sei.

Wiener. Das ‚Neue Wiener Tagblatt' bleibt halt doch das charaktervollste! Am 3. Dezember konnte man dort einen Aufruf der christlichsozialen Herren Prinz Liechtenstein, Geßmann, Weiskirchner und Steiner lesen. In friedlicher Nachbarschaft riefen Wiener Kommissions- und Wechslerfirmen zur Wahl in die Börsenkammer. Dem Chef der Inseratenabteilung des ‚Neuen Wiener Tagblatts' könnte man getrost die Geschicke der Völker Österreichs anvertrauen. Ein Kabinett Dukes, das mit allen Parteien gute Freundschaft hält, wäre so übel nicht. Die bloß dreimal gespaltene Nonpareillezeile ist doch einem hundertfach gespaltenen Österreich entschieden vorzuziehen.

1

Dezember 1906

Könnte ein Kulturmensch überhaupt den Drang verspüren, sich politisch zu betätigen, er würde in Österreich stets zwischen den Parteistühlen zu sitzen kommen. Die Tendenz gegen ihre Vertreter in Schutz nehmen zu müssen, wäre seine erste Erkenntnis. Jede Partei treibt ihn der andern zu. Ehrlicher Antisemit, muß er nach einem rednerischen Exzeß des Bürgermeisters einer Haupt- und Residenzstadt fanatischer Judenfreund werden; Zionsgläubiger, wird er beim Anblick eines Volkstheaterparketts zum Anhänger des Herrn Ernst Schneider. Die nationale Verblödung des Bürgertums treibt ihn in das sozialdemokratische Lager; der Siegesrausch der Nüchternheit, der Dünkel glanzlosester Diktatur stößt ihn wieder ab. Hier vor allem werden die Temperamente, die im Kampf gegen Institutionen geweckt wurden, durch den Ausblick auf das Parteiideal gelähmt. Je langweiliger, desto hochmütiger wird diese Politik, die jeden, der vom allgemeinen Wahlrecht nicht viel mehr für die Kultur erwartet als eine Vermehrung der gesetzgebenden Trottelhuber und Teppenhofer, für einen Schurken erklärt. Einem der Herren soll der Verstand stehen geblieben sein, als er sah, daß ich in diesen »großen Tagen« eine Broschüre über einen Sexualprozeß schreiben konnte. Ich glaube nicht, daß die Menschheitsfragen, die ein solcher Prozeß berührt, nach Einführung des allgemeinen Wahlrechts leichter als bei Fortbestehen der »Kurienschande« zu lösen sein werden. Ich glaube nicht, daß die Wichtigkeit eines publizistischen Themas von seiner parlamentarischen Dringlichkeit abhängt und daß jeder andere Gegenstand hinter der andächtigen Betrachtung eines Demonstrationszuges und der definitiven Feststellung seiner Teilnehmerzahl zurückstehen muß. Merkwürdig erscheint es, daß bei der verödenden Wirkung einer Parteitendenz, die Seele und Nerven aus den Menschen wegdekretiert und durch das allgemeine Wahlrecht ersetzt, noch sozialdemokratische Schöngeister ihr Dasein fristen können. Sie sind freilich danach. Einer schreibt ein Feuilleton über das jetzt grassierende »Tagebuch einer Verlorenen«. Natürlich ist die Prostitution des Weibes eine »bürgerliche« Einrichtung. Schon die Einführung des allgemeinen Wahlrechts dürfte die polyandrischen Triebe wesentlich beschränken, und im Zukunftsstaat wird jenes Frauennaturell nicht gedeihen, das weder körperliche Hingabe noch die Annahme des Tributs, den die Mannheit schuldet, als seelische Erniedrigung empfindet. Nur immer schön marxistisch gedacht! »Der konsumierenden männlichen Jugend zuliebe« will man die Prostituierten, »diese armseligen Kleingewerbetreibenden ihrer verpfuschten Körper in geborne Lustweiber mit prachtvoller Genußphilosophie umlügen«. Eine gesellschaftliche Ordnung, die die Prostitution brauche, habe »auch noch einen Frank Wedekind nötig, der ihr erklärt, daß der Handel mit dem eigenen Leibe die beglückendste Frauenbeschäftigung ist«. Ich weiß nicht, ob die bürgerliche Gesellschaftsordnung in einem Frank Wedekind nicht doch den gefährlicheren Gegner spürt als in einem sozialdemokratischen Journalisten. Aber jedenfalls hat die ‚Arbeiterzeitung' eine beglückendere Frauenbeschäftigung ersonnen als den Handel mit dem eigenen Leibe. Wenn sich die jungen Mädchen nicht mehr den Männern, sondern der Politik in die Arme werfen, werden ihre Körper erst der vom Schöpfer gewollten Bestimmung dienstbar sein. Es ist gut, daß die ‚Arbeiterzeitung' in derselben Nummer, in der sie über das Tagebuch einer Verlorenen schreibt, den Brief einer für das allgemeine Wahlrecht Gewonnenen veröffentlicht. Den »Brief eines braven Mädchens« nennt sie das zarte Geständnis der Ring- und Kettenschmiedstochter, die, weit entfernt, den Lockungen eines Casti Piani zu folgen oder auch nur erlauchteren Zielen der Weiblichkeit nachzujagen, der Redaktion der ‚Arbeiterzeitung' versichert, daß sie »von der Geburt eines neuen Österreich überwältigt« sei.

Jänner 1904

Und wieder ist ein Hofseparatzug des Herzens abgegangen, und wieder rufen die Kondukteure einer klatschsüchtigen Öffentlichkeit jede seiner Stationen aus. Ob der Erzherzog Ferdinand Karl das »Professorstöchterlein« heiraten wird, darüber zerbrechen sich mit den beteiligten Verwandten auch die Wiener Chefredakteure die Köpfe, vor der Wohnungstür eines schlichten Familienvaters kampieren Reporter, und wenn uns die Häuslichkeit der Erwählten in klärchenhaften Zügen geschildert wird, so mag man nur bedauern, daß ein kaiserlicher Prinz den Buben, die seine Braut in der Leute Mund gebracht haben, nicht versprechen kann, ihnen einmal »spanisch« zu kommen ... Wenn aber auch der Kaiser noch nicht zugestimmt hat, Herr Lippowitz ist dafür. Und er sendet den hocherfreuten Schwiegervater einen Interviewer. Die Unterredung ist denkwürdig. Der Professor »fügt sich in sein Geschick« und »empfängt die vielen Besucher, die jetzt erscheinen, mit der ihm eigenen liebenswürdigen Höflichkeit«. »Sie werden mir nicht zumuten, daß ich mich über die ganze Sache derzeit irgendwie äußere.« Nichts sei ihm peinlicher, als wenn er seinen Namen in der Zeitung lesen müsse. »Ich muß mich entschieden dagegen verwahren, bestimmte Auskünfte zu geben. Man muß in seinen Äußerungen vorsichtig sein ... Ich kann keine Auskunft geben, ich werde auch nichts dementieren und all das ruhig hinnehmen, was in dieser Sache geschrieben wird.« Darauf habe sich der Interviewer, »von dem liebenswürdigen Professor bis an die Wohnungstür geleitet«, empfohlen. Auch das ist ein Interview. Aber Zurückhaltung bietet keinen Schutz gegen die Publizität, und würdiger wäre ein Verhalten des Professors gewesen, das dem ‚Neuen Wiener Journal' ermöglicht hätte, am nächsten Tage zu schreiben: »Gestern hatte einer unserer Redakteure Gelegenheit, von dem Vater des Mädchens, einem schlichten Manne der Wissenschaft, über die Treppen hinuntergeworfen zu werden«. Immerhin, der Herr Professor hält heut' kein Kollegium, denn er hat üble Erfahrungen mit den Hörern gemacht. Vor Herrn Lippowitz hatte dessen publizistischer Schüler, der Herausgeber der ‚Zeit', ihm einen Bedränger gesendet, und der arme Mann mußte hinterdrein sich dagegen verwahren, daß er die ihm in den Mund gelegten Worte gebraucht habe: er habe es »für eine Höflichkeitspflicht erachtet, den Redakteur zu empfangen, aber wenn er gewußt hätte, daß davon in dieser Weise Gebrauch gemacht werde, hätte er ganz entschieden dagegen Einspruch erhoben«. Und wie zum Hohn schreibt dann die Bande, daß der Professor »ein stilles, häusliches Glück, von dem die Welt nichts weiß«, gewiß dem Glück des Glanzes vorgezogen hätte, in den sein Kind mit einem Male gehoben sei. Da der Vater so unfreundlich war, sich zu wehren, so betrachtet die ‚Zeit' »die vielbesprochene Heiratsaffäre seit gestern abends als erledigt«. Sie teilt uns nur noch mit, wie es den Hofkreisen gelang, den Erzherzog von seinem Plane abzubringen. »In einer Familienkonferenz bei der Erzherzogin Maria Therese wurde beschlossen, noch einmal eine Einwirkung auf den Erzherzog zu versuchen, eine Aufgabe, die Erzherzog Otto übernahm. Diese entscheidende Unterredung wurde gestern nachmittags durch das Telephon geführt und dauerte weit über eine Stunde.« Kein Wunder, daß Ferdinand Karl müde wurde und nachgab; dem Telephon ist es zu danken, daß Habsburgs Hausgesetz, die weniger neuzeitliche Einrichtung, in Ehren gehalten wird. Man telephonierte, und die Verbindung kam nicht zustande ... Herr Lippowitz freilich hält an der Heiratsabsicht des Erzherzogs unerschütterlich fest, und höhnt mit wahrer Schadenfreude die vergebens dementierenden Hofkreise. So ist denn jedenfalls dafür gesorgt, daß die schon durch Herrn Frischauer hergestellten Beziehungen zwischen dem Erzhaus und der Bevölkerung nicht gelockert werden. Wird aus der Heirat dennoch nichts, was verschlägts, daß der Name eines Mädchens in die übelsten Klatschmäuler gebracht wurde? Der Liebesroman eines Erzherzogs ist ein Rezensionsexemplar, und für einen Zug des Herzens gibts Freikarten.

November 1903.

Hier biete ich dir drei Beispiele für die Unverfrorenheit, mit der man dich zum Narren hält. Liest du bloß ein Blatt, so wirst du den Autoritätsglauben nicht los. Lies alle:

Gestern hat Hugo Felix mit seiner »Madame Sherry« endlich jenen Erfolg gehabt, der seinem Talent »draußen« schon lange zuteil geworden, der ihm aber in Wien aus mancherlei Gründen bisher versagt geblieben ist . . . Er ist unter den Wiener Komponisten eine merkwürdige Eigenart. Absolut unsentimental, ist seine Musik ziervoll, durch und durch von einem feinen, geistreichen Geschmack, blendend durch witzige Rhythmen, durch charakteristische, farbige Melodien und durch die Noblesse der Instrumentierung . . . Es ist, als lausche man einem gebildeten, ideenreichen Mann, einem Charmeur, an dessen sprühenden Einfällen man in steten Überraschungen sich erquickt . . . . Gestern haben einige von den besten Sachen voll gewirkt. Zuerst das Duett am Klavier, dann die beiden Duette, das von der Seekrankheit und das schottische Dudelsackduett . . . Es war gänzlich überflüssig, daß Herr Streitmann sich ein Lied einlegte. Er fiel mit dieser Schmachtmelodie nur aus dem Rahmen und hatte für sich sehr wenig Vorteil davon . . . Miß Halton entzückte durch ihre Grazie und durch ihre Stimme, die an Kunst wie an Klang zunimmt, und sie tanzte faszinierend.

Aus Dresden wird uns telegraphiert: Im Schauspielhause ging heute das von Trebitsch bearbeitete dreiaktige Schauspiel »Candida« von Bernhard Shaw zum erstenmal über eine deutsche Bühne . . . Bei entsprechender Besetzung, insbesondere der prächtigen Titelrolle mit Frau Salbach, errang das Stück einen schönen Erfolg.

. . . der Heidenlärm, den die Claqueure des Theaters anschlugen, vermag nicht über die Ablehnung hinwegzutäuschen, die dem Stücke zuteil geworden ist. . . . Der Musik des Herrn Hugo Felix kann leider nichts Besonderes nachgesagt werden. Zwar verrät sie viel Talent, aber sie ergeht sich zu sehr in Stückwerk, als daß man ihrer froh werden könnte. Ihr Hauptfehler ist das fortwährende Jagen nach Pointen. Da beginnt einer auf dem Klavier eine Skala zu spielen. Nun kommt Orchester dazu. Zwei Leutchen singen obendrein. Man erwartet irgend eine frappante Klangmischung. Keine Spur davon. Dann hört man ein Quartett von der Seekrankheit«. Es ist an sich unbedeutend, aber zum Schlusse erklingen im Orchester das Geklapper eines Xylophons und einer hochsteigenden Pickelflöte und da glauben naive Gemüter, es war was . . . Das beste ist ein von Streitmann prächtig vorgetragener, langsamer Gesangswalzer in C-dur. Dieser ist von französischer Empfindsamkeit und Eleganz. . . . Die Darsteller bemühten sich, einen verlorenen Posten zu halten. Dies gelang aber weder den Geschmacklosigkeiten des Fräuleins Marie Halton, noch etc.«

Aus Dresden wird uns telegraphiert: »Candidas« erste Aufführung in Deutschland, im Dresdener Schauspielhause, gestaltete sich zu einer wenig ehrenvollen für den Dichter Shaw. Das Stück konnte nicht einmal einen Durchschnittserfolg erzielen, wenngleich die Darstellung der Candida durch Frau Salbach vortrefflich war.

Man kann es nicht fassen, daß der Direktor des Burgtheaters an diesem Meisterwerke des ersten Schriftstellers der Franzosen achtlos vorüberging! Und es ist doch ungleich feiner und besser, als etwa »Die rote Robe« des Brieux. Jaques Thibaud, der sich mit Recht den Namen seines Vaterlandes (France) als Pseudonym beilegte, ist ein Dichter und Denker, dessen politische und soziale Romane wahre Leckerbissen sind für die gebildete Welt . . . Das sind die traurigen Folgen der Heiligkeit des Diensteides, die nie erschütternder dargestellt worden sind, als in dieser, trotz ihrer spielerischen Ironie so mächtig ergreifenden Satire . . . Stück und Darsteller wurden mit rauschendem Beifall aufgenommen . . . Sehet Euch das Stück des großen Satirikers an, der da verkündet: Hier wird ein armseliges Existenzminimum geknickt und unsere soziale Ordnung ruft unbarmherzig: Weiter gehen!

»Crainquebille« ist eine Gelegenheitskomödie aus Anlaß des Dreyfusrummels. In welchem Sinne sie diesen Kriminalfall behandelt, kann man sofort erraten, wenn man weiß, daß der Verfasser, der sich stolz und programmatisch Anatole France nennt, in Wirklichkeit — Löwy heißt. Weiter ist über das ganze elende und von Talentlosigkeit strotzende Machwerk kaum etwas zu berichten . . . So unsäglich dumm und abgeschmackt sind die drei Bilder, in denen die Verhaftung, die Gerichtsverhandlung und das Verzweifeln Crainquebilles geschildert wird, daß selbst das aus Dreyfusards pur sang bestehende heutige Publikum nicht mehr als einen unechten Demonstrationsapplaus zuwege brachte . . . Was aber dieses läppische, von Herrn Theodor Wolff, auch einem Bruder in Levi, in miserablem Berliner Jargon übertragene Zeug an einem »literarischen Abend« zu tun hat, weiß kein Mensch.

Herr Salten war ausnahmsweise vom hohen Literarturroß gestiegen, um eine schlechte Operette seines Freundes Felix zu loben; der Herr vom ‚Neuen Wiener Tagblatt' ist wieder mit anderen Operettenmachern befreundet, die eine Geschäftsstörung befürchtet haben. Zwischen ‚Neuer Freier Presse' und ‚Tagblatt' besteht eine Differenz wegen des berühmten Übersetzers Trebitsch: je nach Liebe oder Haß läßt man die Dresdener applaudieren oder zischen. Anatole France ist ein hervorragender Dreyfusard. Darum wird sein — auf einem guten Einfall gebauter, aber recht unbedeutender — »Crainquebille« in der liberalen Presse, in der ekelhaftesten Weise emporgehudelt, in der ‚Deutschen Zeitung' für einen Ausbund von Talentlosigkeit erklärt. Lies alle!

Rhythmen, durch charakteristische, farbige Melodien und durch die Noblesse der Instrumentierung ... Es ist, als lausche man einem gebildeten, ideenreichen Mann, einem Charmeur, an dessen sprühenden Einfällen man in steten Überraschungen sich erquickt. ... Gestern haben einige von den besten Sachen voll gewirkt. Zuerst das Duett am Klavier, dann die beiden Duette, das von der Seekrankheit und das schottische Dudelsackduett ... Es war gänzlich überflüssig, daß Herr Streitmann sich ein Lied einlegte. Er fiel mit dieser Schmachtmelodie nur aus dem Rahmen und hatte für sich sehr wenig Vorteil davon ... Miß Halton entzückte durch ihre Grazie und durch ihre Stimme, die an Kunst wie an Klang zunimmt, und sie tanzte faszinierend.

Aus Dresden wird uns telegraphiert: Im königlichen Schauspielhause ging heute das von Siegfried Trebitsch bearbeitete dreiaktige Schauspiel »Candida« von Bernhard Shaw zum erstenmal über eine deutsche Bühne ... Bei entsprechender Besetzung, insbesondere der prächtigen Titelrolle mit Frau Salbach, errang das Stück einen schönen Erfolg.

Man kann es nicht fassen, daß der Direktor des Burgtheaters, der dem Geschäfts-Mirbeau die Tore weit öffnete, an diesem Meisterwerke des ersten Schriftstellers der Franzosen achtlos vorbei

des Herrn Hugo Felix kann leider nichts Besonderes nachgesagt werden. Zwar verrät sie viel Talent, aber sie ergeht sich zu sehr in Stückwerk, als daß man ihrer froh werden könnte. Ihr Hauptfehler ist das fortwährende Jagen nach Pointen. Da beginnt einer auf dem Klavier eine Skala zu spielen. Nun kommt Orchester dazu. Zwei Leutchen singen obendrein. Man erwartet irgend eine frappante Klangmischung. Keine Spur davon. Dann hört man ein »Quartett von der Seekrankheit«. Es ist an sich unbedeutend, aber zum Schlusse erklingen im Orchester das Geklapper eines Xylophons und einer hochsteigenden Pickelflöte, und da glauben naive Gemüter, es war was ... Das beste ist ein von Streitmann prächtig vorgetragener, langsamer Gesangswalzer in C-dur. Dieser ist von französischer Empfindsamkeit und Eleganz ... Die Darsteller bemühten sich, einen verlorenen Posten zu halten. Dies gelang aber weder den Geschmacklosigkeiten des Fräuleins Marie Halton, noch etc.«

Aus Dresden wird uns telegraphiert: »Candidas« erste Aufführung in Deutschland, im Dresdener Schauspielhause, gestaltete sich zu einer wenig ehrenvollen für den Dichter Shaw. Das Stück konnte nicht einmal einen Durchschnittserfolg erzielen, wenngleich die Darstellung der Candida durch Frau Salbach vortrefflich war.

»Crainquebille« ist eine Gelegenheitskomödie aus Anlaß des Dreyfusrummels. In welchem Sinne sie diesen Kriminalfall behandelt, kann man sofort erraten, wenn man weiß, daß der Verfasser, der

einen verkappten Hallstätter Cretin gehalten zu werden. Aber eine Aufklärung ist selbst bei unparteiischester Vergleichung der dichterischen Potenzen geboten: Die meisten der genannten Herren sind keine Juden. Weder Schlaf noch Holz, weder Dehmel noch Falke, weder Hartleben noch die Herren Bierbaum und Busse, die man den Urtypen teutschesten Couleurpoetentums zurechnen könnte. Und »Jacobsen« ist nicht so sehr ein jüdischer wie ein dänischer Name. Der Mann hieß Jens Peter Jacobsen, ist im Jahre 1885 zu Kopenhagen gestorben und hat unter anderen Büchern »Frau Marie Grubbe« und »Niels Lyhne« geschrieben. Ich glaube, daß er einer der größten Dichter war, die je gelebt haben. Aber ich weiß, daß eine Zeile, die er geschrieben hat, die ganze österreichische Heimatkunst, die war und die infolge Subvention des niederösterreichischen Landtags sein wird, aufwiegt. Durch jüdische Cliquenwirtschaft ist er nicht emporgekommen. Ich möchte beinahe einen Eid darauf schwören.

Techniker. Die Reklamen für Jan Szczepanik sind aus den Lokalberichten der Wiener Zeitungen verschwunden. Nur in der ‚Wiener Zeitung' war neulich noch von dem Erfinder zu lesen; ohne daß sein Name genannt wurde und in der Rubrik »Lizitationen«. Am 1. Dezember gelangt in der Pragerstraße 8 — wo »Jan Szczepanik & Co., Société des inventions« ihren Sitz haben — eine »komplette Fabrikseinrichtung« zur gerichtlichen Versteigerung. Abgegeben werden: »Drehbänke, Hobelmaschinen, Bohrmaschinen, Stanzen, div. Holzbearbeitungsmaschinen, Schraubstöcke, ferner Webstühle, Kartenschlagmaschinen, photogr. Apparate«. Die berühmten Verbesserungen der Webetechnik werden als Ramschware verkauft! Und vom »Fernseher«, der fast der Clou einer Weltausstellung geworden wäre, wenn er fertig geworden wäre, hört man nichts; die Exekutivbehörde scheint ihn nicht als Gegenstand von Wert zu betrachten. Aber auch die lobenden Zeitungsartikel, die doch am meisten Geld gekostet haben, werden nicht mitversteigert. Sic transit...

Publikum. Hier biete ich dir drei Beispiele für die Unverfrorenheit, mit der man dich zum Narren hält. Liest du bloß ein Blatt, so wirst du den Autoritätsglauben nicht los. Lies alle, und du wirst die Wertlosigkeit der Tageskritik erkennen:

Gestern hat Hugo Felix mit seiner »Madame Sherry« endlich jenen Erfolg gehabt, der seinem Talent »draußen« schon lange zuteil geworden, der ihm aber in Wien aus mancherlei Gründen bisher versagt geblieben ist ... Er ist unter den Wiener Komponisten eine merkwürdige Eigenart. Absolut unsentimental, ist seine Musik ziervoll, durch und durch von einem feinen, geistreichen Geschmack, blendend durch witzige

In Berlin hatte die Operette »Madame Sherry« einen nachhaltigen Erfolg ... Die Erwartungen aber, daß es auch hier gut ausgehen werde, erfüllten sich nicht, denn der Heidenlärm, den die Claqueure des Theaters anschlugen, vermag nicht über die Ablehnung hinwegzutäuschen, die dem Stücke zuteil geworden ist. Wir kennen nicht die Gründe der günstigen Aufnahme in Berlin, begreifen aber den Wiener Mißerfolg... Der Musik

»journal d'une femme de chambre« geschrieben hat, hört man's hinter jedem Schlüsselloch rascheln. Und jedes Stubenmädel wartet auf den Literaten, der da kommen wird. Herr Mirbeau hat die ganze Geschichte gewiß ohne Information, bloß mit ein bischen Kenntnis französischer Krafft-Ebings geschrieben. Aber wenn sich die Literatur nicht nach dem Leben richtet, das Leben richtet sich gewiß nach der Literatur. Im Annoncenteil der ‚Neuen Freien Presse' (24. Nov.), die doch eher den Interessen der Hausfrauen dienen sollte, findet sich auf Seite 26 der folgende drollige Antrag:

Älteren Schriftsteller
sucht intelligentes elegantes Kammermädchen, welches nicht die Fähigkeit hat, ihren gesammelten vielen Stoff allein zu verwerten, behufs Ehe kennen zu lernen. Selbe ist auch tüchtige Hausfrau und besitzt einige Ersparnisse. Briefe erb. unter „Modern" postl. 1. Bez. Maximilianstr.

Bibliothekar. Der Literaturkritiker hat hierzulande einen einträglichen Nebenerwerb. Der deutsche Verleger bietet ihm, was sein schlichtes Gärtlein trägt: Romane, Dramen, Lyrik. Der Literaturkritiker kann nicht alle Bücher, die ihm ins Haus geschickt werden, rezensieren. Wohl aber kann er alle verkaufen. So nimmt er vom Verleger, dessen Ware er lobt oder tadelt, Bezahlung, und er macht sich auch dort bezahlt, wo er weder lobt noch tadelt. Da die Antiquare für unaufgeschnittene Exemplare mehr geben als für gelesene, wird sich der Literaturkritiker öfter versucht fühlen, einem Buche gegenüber die objektive Haltung des Nichtlesers zu bewahren. Aber selbst der größere Nutzen, den ein Literaturkritiker von der Nichtlektüre eines Buches hat, ist geringer als der Schaden, der dem Verleger des Buches erwächst, das gleich nach dem Erscheinen in den Antiquariatladen wandert. Der Rezensent, der aus dem ihm übersandten Exemplar Profit schlägt, entwertet oft die ganze Auflage. In Wien hat sich aus den Gratismustern des deutschen Büchermarktes eine ganze Industrie etabliert. Als einer der fleißigsten Verkitscher schreitet in ungebrochener Rüstigkeit der Hofrat Hanslick einher, und die Antiquariatskataloge bewerten Exemplare, die ihm persönlich von den Autoren gewidmet wurden, entsprechend höher. Zahllos ist die Schar junger Rezensenten, die, durchaus nicht errötend, seinen Spuren zum Antiquar folgt, und dem Angebote entspricht die Nachfrage jener Händler, die um billiges Geld zu tadellosen Neuheiten gelangen möchten. Die ‚Zeit' ist hier wie überall bemüht, einem sozialen Bedürfnis abzuhelfen. Sie bringt bekanntlich »nur anständige Inserate«, und sicherlich ist auf dem Boden ernster Wirtschaftsmoral die folgende Annonce gewachsen, die ich am 22. November auf der 29. Seite dieses gediegenen tarnopolitischen Tagesblatts gefunden habe:

Rezensions-Exemplare
von Büchern aus dem Gebiete der Nationalökonomie sowie Belletristik kaufen zu höchsten Preisen Brüder Suschitzky, Wien, X.

Wiener. In Wien gibt es einen alten Maler, der mit wirklicher Feinheit und Solidität immer dasselbe Perlmutterkästchen malt. Noch beliebter ist er durch seine »Aussprüche«, in denen der Humor einer

überging! Und es ist doch ungleich feiner und besser, als etwa »Die rote Robe« des Brieux. Jacques Thibaud, der sich mit Recht den Namen seines Vaterlandes (France) als Pseudonym beilegte, ist ein Dichter und Denker, dessen politische und soziale Romane wahre Leckerbissen sind für die gebildete Welt. . . . Das sind die traurigen Folgen der Heiligkeit des Diensteides, die nie erschütternder dargestellt worden sind, als in dieser, trotz ihrer spielerischen Ironie so mächtig ergreifenden Satire . . . Stück und Darsteller wurden mit rauschendem Beifall aufgenommen. . . . Sehet Euch das Stück des großen Satirikers an, der da verkündet: Hier wird ein armseliges Existenzminimum geknickt und unsere soziale Ordnung ruft unbarmherzig: Weiter gehen!

sich stolz und programmatisch Anatole France nennt, in Wirklichkeit – Löwy heißt. Weiter ist über das ganz elende und von Talentlosigkeit strotzende Machwerk kaum etwas zu berichten . . . So unsäglich dumm und abgeschmackt sind die drei Bilder, in denen die Verhaftung, die Gerichtsverhandlung und das Verzweifeln Crainquebilles geschildert wird, daß selbst das aus Dreyfusards pur sang bestehende heutige Publikum nicht mehr als einen unechten Demonstrationsapplaus zuwege brachte . . . Was aber dieses läppische, von Herrn Theodor Wolff, auch einem Bruder in Levi, in miserablem Berliner Jargon übertragene Zeug an einem »literarischen Abend« zu tun hat, weiß kein Mensch.

Herr Salten (~~‚Zeit'~~) war ausnahmsweise vom hohen Literaturroß gestiegen, um eine schlechte Operette seines Freundes ~~Hugo~~ Felix zu loben; der Herr vom ‚Neuen Wiener Tagblatt' ist wieder mit anderen Operettenmachern befreundet, die eine Geschäftsstörung befürchtet haben. Zwischen ‚Neuer Freier Presse' und ‚Tagblatt' besteht eine Differenz wegen des berühmten Übersetzers Trebitsch; je nach Liebe oder Haß läßt man die Dresdener applaudieren oder zischen. Anatole France ist ein hervorragender Dreyfusard. Darum wird sein — auf einem guten Einfall gebauter, aber recht unbedeutender — »Crainquebille« in der liberalen Presse, zumal in der ‚Neuen Freien' und im ‚Extrablatt' (dem das Zitat entnommen ist) in der ekelhaftesten Weise emporgehudelt, in der ‚Deutschen Zeitung' für einen Ausbund von Talentlosigkeit erklärt. ~~In Wahrheit ist~~ Brieux' »Rote Robe« viel wirksamer. Und der »Fall Mathieu« von Tristan Bernard, der auch in der Josefstadt aufgeführt und von der Kritik so wenig verstanden wurde wie etwa Thoma's »Lokalbahn«, ist ungleich feiner und tiefer. Hier sah man darin bloß eine — nicht einmal besonders laszive — Requisitenposse; den modernsten Konflikt, den zwischen der juristischen Konstruktion und dem Leben, das sie über den Haufen wirft, gewahrte keiner. Aber es war bitterer Hohn auf den Indizienbeweis, — in den Tagen des polnischen Majoratsprozesses viel dankenswerter als eine platte Polemik gegen den Diensteid, die Courteline viel lustiger gestaltet hätte.

Hausfrau. Ja, es ist nicht mehr zum Aushalten! Seit Herr Octave Mirbeau sein zotiges, nur in der politischen Satire künstlerisches

noch kein Bedenken trug, die Brüste des Weibes »Halbkugeln einer bessern Welt« zu nennen! All dies klingt noch etwas anders als: »Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau«! Das waren, wie entrüstete Literaturhistoriker, das höchste Lob zum Tadel kehrend, über den »Venuswagen« sagten, »üppig sinnliche Phantasien, die mit den Bildern der Vergänglichkeit und Verwesung hinter dem lachenden Schein des Lebens ein widerliches Spiel treiben«. In der stofflichen Mißbilligung gehen diese kundigen Thebaner so weit, dem jungen Schiller die Schwärmerei für Laura übel zu nehmen; »sie war«, schreibt ein strenger Kritiker dieses Verhältnisses wörtlich, »weder schön noch geistreich und später auch nicht tugendhaft« ... Es ist eine erfreuliche Entdeckung, daß gerade dieser Periode Schiller'scher Entwicklung, die so viel Ärgernis in literarhistorischen Kreisen erregt hat, auch ein Gedicht entstammt (»Anthologie auf das Jahr 1782«), mit dessen Zitierung ich wieder der schillerfeiernden Journalistik eine angenehme Überraschung bereiten möchte. Sie wird endlich erfahren, wie Schiller sie gefeiert hat. Das Gedicht heißt »Die Journalisten und Minos«, und darin ist behauptet, daß sie ihre Tinte aus dem Höllenfluß gestohlen haben. Aber Lethe ist auch der Strom des Vergessens, der Strom des Todschweigens. Wohl dem Dichter, daß er sich später gebessert hat!.. Man kann allerdings sicher sein, in jedem Lebenswerk eines Großen irgendwo eine Stelle zu finden, in der er der Geniepflicht der Preßverachtung genügt hat. Hundert Jahre vor der Machtentfaltung der Journalistik haben Dichter gesagt, wie sie über das Handwerk denken. Nach hundert Jahren, wenn alles Holz des Dichterwaldes für Zeitungspapier aufgebraucht sein wird, wird die große Kulturfeindin keinen Protest mehr zu fürchten haben

1

39

SCHILLER-FEIER *)

Mai 1905

*) Vorbemerkung zum Abdruck zweier unbekannter Jugendgedichte Schillers.

In einem ebenso gedankenreichen wie ungerechten Essay über Friedrich Schiller, den Otto Weininger (»Über die letzten Dinge«) hinterlassen hat, wird die Verwandtschaft des jetzt von der zudringlichen Liebe einer Welt von Schwätzern belästigten Dichters mit dem Journalismus behauptet. Wenn man Weininger glauben soll, würde Schillers Erscheinung so recht zu dem eklen Getriebe, das sie heute umlärmt, passen. »Das Verletzende an Schiller« sei »seine Freude im Chor, in der Herde; sein ganz ungeniales Glücksgefühl, gerade in der Zeit zu leben, in der er lebte; seine willige Selbstbegrenzung innerhalb der Geschichte, sein befriedigter Zivilisationsstolz«. »Jener voraussetzungslose Optimismus in ihm, kein transzendent-religiöser, kein nach dem Herausbrechen aus der Zeit verlangender, kein des Gottvertrauens voller, sondern ein immanent-historischer Optimismus.« Schiller sei »nicht sehnsüchtig, sondern nur sentimental, wenn die Erscheinung mit der Idee nicht kongruiert«. Niemand sei »so ganz wie er Dichter der Familie«. Neben der ungeheuren technischen Routine seiner Werke habe zu seiner Popularität am meisten »diese verlogene Vergoldung des Philistertums beigetragen, diese raffiniert-künstliche Weihe des Alltagslebens, aus dessen Perspektive er alle geschichtlichen Erscheinungen erblickt, um sie zum Hintergrunde des bürgerlichen Idylls zu machen«. Was ihn endgiltig zum Journalisten stemple, sei »vor allem eben jene Bindung an den Tag und die Stunde, jene Philistrosität, die sich am kosmischesten dann gestimmt fühlt, wenn ein Jahrhundertwechsel vor sich geht«. In solch gallige Laune, deren Wurf wohl nur gewisse Partien Schiller'scher Entwicklung berührt, könnte einen das Gebimmel der Festtage mit Ministerreden, Denkmünzen und Säkularfressen durchaus versetzen. Aber schließlich konnte Goethe ein »Denn er war unser« beten. Bloß jenes Gemeinsamkeitsgefühl, das heute jeder Kommis und Zeitungsschreiber stürmisch offenbart, ist das, was geschmackvolle Leute wirklich als das »Verletzende an Schiller« empfinden. Er hat in jenen sturmvollen Tagen, da noch nicht der Zitrone saftiger Kern zu populär-philosophischen Beziehungen gepreßt werden mußte, noch nicht des Zuckers lindernder Saft die herbe Kraft des Dichters zähmte und noch nicht des Wassers sprudelnder Schwall seinem Temperament sich vermischte, Gedichte geschaffen, die Literaturhistorikern ein Gräuel und darum Kennern ein Labsal sind. Seine sprachliche Gewalt zwar — jenseits der Routine — haben sie immer bewundert und seiner Feuermuse, die, Shakespearisch zu sprechen, »hinan den hellsten Himmel der Erfindung stieg«, auch dort noch gelauscht, wo sie ihnen ethische Hausmannskost zuwarf. Aber jene Gedichte lesen sie am liebsten, die der Dichter selbst in die Sammlung nicht aufgenommen hat. Diese fehlen in den meisten Ausgaben und außer den Schillergelehrten, die sie hassen, kennt sie niemand. Im »Venuswagen«, der 1781 ohne Angabe des Ortes und Jahres, sowie des Verfassers, Druckers oder Verlegers bei Metzler in Stuttgart erschienen ist, tobt ein unerhörter Moralhohn, diesen Triumphzug der Sinnlichkeit hat die Phantasie eines Rops geordnet, Frank Wedekind könnte ihn beschrieben haben und zur Guitarre begleiten — nur mit besserer Prägnanz der weitschweifigen, in manchen Strophen schon meisterhaften, oft noch schwülstigen oder schwäbelnd saloppen Form und mit deutlicherer Betonung der rein ästhetischen Absicht, die Schiller's Herausgeber so wenig verstanden, daß sie ihm außer dem Tadel der »Stoffwahl« auch noch das Lob einer sittenrichterlichen Tendenz zufügten. Ihm, der in jener Zeit das berühmte »Kastraten und Männer« (»Ich bin ein Mann ...«) schrieb, das er später freilich kastriert und entmannt, »Mannerwürde« betitelt und um die besten Strophen gebracht hat, ihm, der damals

Zc—1

DER KOMPONIST.

Dezember 1903

Das Unabwendbare ist eingetreten: Der Porträtist des ‚Neuen Wiener Journals' hat uns Meister Charles Weinberger in seiner Häuslichkeit vorgestellt. Es war neckisch. Wir erfuhren vor allem andern, daß der Mann sehr berühmt ist. Es genüge, ihn mit »Charles« zu bezeichnen: die Leser wissen sofort, daß es sich nicht um einen Oberkellner, sondern um einen Komponisten handelt. »Man mache nur einmal die Probe und frage einen wildfremden Menschen im ersten, vielleicht auch im zweiten Bezirk: ‚Haben Sie nicht den Charles gesehen?', und man wird zur Antwort bekommen: ‚Komponist Charles Weinberger ist hier zu der und der Zeit, oft gegrüßt und oftmals grüßend, vorbeigekommen'.« »Vielleicht auch« im zweiten Bezirk? Ich glaube, dort vor allem. »Welcher Wiener«, ruft der Porträtist, »kennt Charles Weinberger nicht«? Das ist sicherlich übertrieben, und wenn man dem muntern Entdecker so vieler längst beliebter Lieder die Leopoldstadtbekanntheit bestätigt, so kann er zufrieden sein. Er hält sich ja selbst für keinen »Wiener«: Als unsere Operette ihre Blütezeit erreicht hatte, erzählt er dem Interviewer, »da kam ich, ein Fremder, mit einer nicht ganz dem Wiener Geschmack Rechnung tragenden Richtung«. Aber nach und nach hat er sich an Millöcker gewöhnt . . . Zu unserem Erstaunen erfahren wir, daß Charles Weinberger, bevor er sich dem Komponistenberuf widmete, »bestimmt war, Landwirt zu werden«. Also Getreideterminhändler? Aber schließlich kommts auf den Ausdruck nicht an, und jedenfalls war Weinberger nicht bestimmt, Komponist zu werden. Er hätte sonst gewiß auch das, was ihm an der Wiege gesungen wurde, in einer seiner späteren Operetten verwertet. Er ist ein Stiefkind des Herrn Hugo Wittmann; aber eben darum kein Stiefkind des Glücks, und wenn das ‚Neue Wiener Journal' versichert, er habe trotz dem großen Einflusse seiner Eltern auf Wiener Theater- und Literaturverhältnisse »seinen Weg allein gehen müssen«, so ist damit jedenfalls der tägliche Weg in die Redaktion der ‚Neuen Freien Presse', in der ein eigenes Ressort für Weinberger-Reklamenotizen etabliert werden mußte, gemeint, ein Weg, auf dem man freilich keinen Begleiter wünscht. »‚Wenn er Talent hat, wird er sich schon durchringen', sagte seine Mutter.« Wenn er aber keins hat, fliegt ihm der Zeitungsruhm mühelos in den Schoß . . . Seine Librettisten, versichert Herr Weinberger, schätze er hoch, »vor allen Leo Stein, den geistreichen, feinfühligen Pointenfinder«. Herr Stein findet Pointen, wie Herr Weinberger Melodien; so läßt sichs gut zusammenarbeiten. Wie »schafft« unser Meister? Hören wir ihn selbst: »Ich arbeite sehr leicht und arbeite nie gezwungen, sondern nach Inspirationen. Am liebsten ist mir die Stille der Nacht zur Tätigkeit. Melodien fallen mir aber zumeist im Eisenbahnwagen ein, oder auf der Straße.« Da ist so recht die Art des Genies. Weinberger ist nicht gezwungen, zu komponieren; dennoch tut er's. Und zwar nach Inspirationen. Er schlägt zum Beispiel eine Millöckersche Partitur auf und fühlt sich sogleich angeregt. Daß sich gerade zu solcher Tätigkeit »die Stille der Nacht« am besten eignet, ist ja bekannt. Auch im Eisenbahnwagen fallen ihm Melodien ein, oder auf der Straße. Im Eisenbahnwagen: das skandierte Geräusch fördert, wie man weiß, auch bei musikalisch weniger begabten Leuten allerlei Erinnerungen. Auf der Straße: was die Werkel spielen und die Spatzen von den Dächern pfeifen, finden wir in der populären Musik Charles Weinbergers, und es ist für die Popularität schließlich gleichgiltig, was früher und was später war, ob das Lied zuerst berühmt wurde oder der Komponist. . . Wir wissen es seit langem, Weinberger strebt nach Höherem, nach der Oper. Er wollte einmal dem Pensionsfonds des Wiener Hofoperntheaters einen größeren Betrag

Zc—1

spenden, wenn die Opernsänger sich entschlössen, in einer seiner Operetten aufzutreten. Werden sie jetzt noch widerstehen können, da Weinberger an einer veritablen Oper arbeitet? Ja, in Deutschland wird man Gelegenheit haben, das Werk bald zu hören. »In Wien? . . . Weinberger kleidet sich in Melancholie und seine Gemahlin, die der Sitzung beiwohnt, damit mir nur ja kein interessanter Zug entgehe, sekundiert ihm: ‚In Wien wird man geehrt, gefeiert und aufgeführt, wenn man tot ist'.« Das klingt bitter. Aber wozu hätte Wien an dem Schicksal der Bruckner und Wolf gelernt? Es wird seinen Weinberger nicht wie diese verkennen! Und wie wird denn die neue Oper beschaffen sein? »Er verehrt Wagner, und ich glaube nach einem Lied, das mir der Komponist vorspielte, daß man den Stil Wagners an seinem Werke merken wird.« So weit dieser sich mit der Eigenart Millöckers verträgt. . . . Damit aber im Bilde des Musikheroen auch ein menschlicher Zug nicht fehle, teilt der Interviewer mit: »Weinbergers gehen zum Speisen, da ich weggehe, und ich will der Vollständigkeit halber zum Schluß noch erwähnen, daß Charles zur Suppe immer Worcestershire nimmt.« Zur Vermeidung von Mißverständnissen: Worcestershire ist keine englische Melodie!

Archiv abgelegt

27

DER STIMMLIPPENPOLYP

November 1906

Denkwürdig bleibt, daß die Wiener Presse dem Kehlkopfpolypen des deutschen Kaisers ein viel eingehenderes Studium gewidmet hat als die Berliner Blätter. Im Nu hatte jede Zeitung ihre Hausärzte und Reklamespezialisten requiriert, und jeder mußte eine der in der letzten Zeit so beliebten Ferndiagnosen stellen, sich mit Schmock zum Konsilium setzen und zu einem Gutachten über den Auswurf der kranken Majestät sich bequemen, anstatt zu einem Hinauswurf des besorgten Fragers. Fast möchte man es bereuen, daß man eben erst die Würde dieser Wissenschaft gegen die Angriffe des christlichsozialen Landtags in Schutz genommen hat. Wenn man die Geschäftigkeit besah, mit der die »bekannten« und die »geschätzten Laryngologen«, die »besonderen Seiten« und die »hervorragenden Fachmänner«, die anonymen und die nichtanonymen Professoren am Tage, da die ersten Depeschen über die Operation eintrafen, ihre Urteile abgaben, mußte man wahrlich über die Langmut eines akademischen Senats staunen, der gegen das Ordinieren in der Presse noch immer nicht eingeschritten ist. Diese ihrem eigenen Fachwissen und den Belehrungen des Konversationslexikons zu überlassen, wäre doch würdevoller, als seinen Namen unter eine Äußerung zu setzen, in der auf dem Umweg etlicher Fremdwörter schließlich nicht mehr gesagt ist, als was ein beliebiger Laie über einen hundert Meilen entfernten Stimmlippenpolypen zu sagen wüßte. Mit hochgezogenen und allerhöchstgezogenen Brauen stehen die Wiener Professoren in respektvoller Entfernung vom Krankenbett des deutschen Kaisers, und der liberalste Freund der freien Forschung fühlt sich versucht, ihr dies Ausmaß der Freiheit zu mißgönnen, und mag ihm die Landtagsweisheit auch noch so vorlaut klingen, die an der medizinischen Wissenschaft keinen Fortschritt »seit Molières Zeiten« entdecken will, hier fühlt er sich wirklich an das Bild der Doktoren Diafoirus und Purgon erinnert. Der Spezialspezialist einer Zeitung spricht das große Wort gelassen aus: »Erblich sind die Polypen nicht, weder in der Ascendenz noch in der Descendenz«. Aber der Kehlkopfspiegel der Wiener Blätter ist überhaupt ein spaßiges Instrument. Da leitet eines den Bericht seines Hausarztes mit den gemütvollen Worten ein: »Bei der großen Bedeutung, die die plötzliche Erkrankung des deutschen Kaisers hat, wird es unsere Leser gewiß freuen, Näheres über dieses jetzt im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stehende Leiden zu vernehmen«. Es ist immer ein Trost im Unglück, über das Unglück viel in der Zeitung zu finden. Aber so ein »gutartiger Polyp« ist ein wahrer Segen! Die ‚Neue Freie Presse' bewahrt die dem Stande des Patienten geziemende Ehrfurcht. »Dieses neue Verfahren«, schreibt sie, »kam bei der Untersuchung des kaiserlichen Polypen zum allererstenmal zur Anwendung.« In Österreich würde man wohl: k. k. Polyp sagen. Daß aber Wilhelm II. die Operation so gut bestand, ist gewiß erfreulich; es gab keine Veranlassung, von einem allerhöchsten Fieber zu sprechen.

. . . So sind denn die Befürchtungen, zu denen die Sensationsgier der Wiener Blätter stacheln konnte, der harmlosen Hoffnung gewichen, daß der hohe Patient eine zeitlang am Sprechen gehindert sein werde. Die Schonung des Kehlkopfes wäre freilich schon vor der Essener Rede angezeigt gewesen. Heute, da leider die Heiserkeit des deutschen Kaisers mit einer Stimmenvermehrung der deutschen Sozialdemokratie Hand in Hand geht, ist es vielleicht schon zu spät . . . Im letzten Ischler Sommer konnte ich eine merkwürdige Veränderung des landschaftlichen Bildes wahrnehmen. Da sich das Publikum des Kurortes verschlechtert, beginnt die Natur zu streiken. Ich wollte den berühmten »Hohenzollern - Wasserfall«, dessen Name mich so oft an die Reden Wilhelms II. erinnert hatte, kennen lernen. Ich fand ihn versiegt. Und habe damals nicht geahnt, daß sich die Symbolik so bald vollenden werde . . .

EINE SHAKESPEARE-BEARBEITUNG

Februar 1902

Gelbers »Troïlus und Cressida«, die man, wie alle Attentate auf gekrönte Häupter, als die Unglückstat eines Fanatikers bezeichnen kann, hat bei der Kollegenkritik, der höchstens die Ehrlichkeit solcher Verirrung unsympathisch sein mochte, eine im großen Ganzen anerkennende Aufnahme gefunden. Daß ein schlichter Wiener Lokalredakteur mit der einen Hand die Unfallchronik schreiben und mit der andern das Gefieder des Schwans von Avon zärtlich beschmutzen kann, ist ja sicherlich bemerkenswert, und ich erkläre unumwunden, daß mir, hätte ich bloß die Individualität des Herrn Gelber zu werten, noch die empörendste Schändung eines Shakespeare-Heiligtums den Übeltäter wohlgefällig macht im Vergleich zu seinen sämtlichen Kollegen, deren planvolles Fühlen so weltenfern jeder Begeisterung liegt wie jeder Verirrung. Wenn einer Redakteur des ‚Neuen Wiener Tagblatts' ist, so wird er wahrlich durch den brutalsten Ungeschmack, mit dem er sich an »Troïlus und Cressida« vergreift, noch immer geadelt, und es liegt außer allem Zweifel, daß Herr Adolf Gelber, sofern man bloß wüßte, daß er in der Stille seinen Shakespeare mißversteht, der sympathischeste Wiener Journalist wäre. Werden freilich die Resultate seiner Nebenbeschäftigung durch ein Buch oder durch die Bühne ruchbar, so hört der Idealismus, der ein Attentat gegen den literarischen Geschmack wie gegen den primitiven Leserverstand verübt hat, auf, eine Privatsache zu sein.

Den enthusiastischen Unfug des Herrn Gelber hat schon Herr v. Wolzogen in der Einleitung seiner in anderm Sinne peinlichen Bearbeitung von »Troïlus und Cressida« abgefertigt: »Ich habe Achtung vor der glühenden Begeisterung, die Gelber seinem Shakespeare entgegenbringt, und vor der starken Phantasie, mit der er seine Ansicht zu beweisen sucht, aber wenn er diese Ansicht in seiner Bearbeitung dadurch unserem heutigen Theaterpublikum vermitteln will, daß er aus dem Text einfach alles herausstreicht, was dieser Ansicht mit greller Deutlichkeit widerspricht und dafür durch eigene Hinzudichtungen, welche nicht nur die Szenenführung, sondern auch den Gedanken- und Empfindungsinhalt gänzlich verändern, sich Beweise herbeizwingt, so halte ich dieses Verfahren denn doch für eine Kompetenzüberschreitung des Kritikers und Bearbeiters, für die es keine Entschuldigung gibt... Ein Bearbeiter darf nicht den Sinn im Ganzen und im Einzelnen in sein Gegenteil verwandeln, darf nicht, wie z. B. Gelber tut, Reden des Ulysses, Nestor und Agamemnon willkürlich untereinander vertauschen, Szenen hinzuschreiben, von denen kein Wort im Original steht, und durch Umstellen von Szenen und Szenenteilen in anderem Zusammenhang deren Sinn vollständig verändern... Es ist sehr schade, daß Gelber durch eine vorgefaßte Meinung von den idealen Absichten des Dichters sich zu solchen groben Fälschungen hat verleiten lassen.« Aber der Fall ist nicht kriminell: Der Strafausschließungsgrund ist schon durch die Tat gegeben. Herr Gelber hat es sich in den Kopf gesetzt, daß Shakespeare seine griechischen Helden ernst genommen habe, und um diese Ansicht zu stützen, schreibt er ein neues Stück, in dem Herr Gelber die griechischen Helden ernst nimmt. Wenn er, um die »Kongruenz« zwischen Shakespeare und Homer nachzuweisen, den Agamemnon Gelbersche Verse sprechen läßt und in einem seiner zudringlichen Zwischenkommentare dann begeistert ausruft: »Hier ist a l s o der homerische Agamemnon«, während er sechs Seiten später den Agamemnon Shakespeares »ritterlicher und sympathischer« erscheinen läßt »als den galligen, habsüchtigen und würdelosen Mann der Ilias«; wenn er den Sinn einer Shakespeare-Stelle, die sich auf Achill bezieht, ändert und dazu herausfordernd die Frage stellt: »Schändet Shakespeare

muthung, »Troïlus und Cressida« als tragisch gestelzte Versificierung Homers aufzufassen, schnöde ab und behielten den Rhisus. Risum teneatis . . . !

*

In dem deutscher Kunst erbauten Volkstheater: »Der Spatz« von Bernhard Buchbinder. Wie schrieb doch Joseph Unger am ersten Weihnachtstage? »Darüber lässt sich weder reden noch schreiben, sondern nur mit tiefem Unmuth schweigen!« Herr Bukovics mag bangen Gemüthes der Generalversammlung der Actionäre harren, deren Strafgericht ihm noch competenter sein müsste als das der Wiener Geschwornen. Bis auf einige erbärmliche Ausnahmen hat übrigens schon die Zeitungskritik ihres Amtes gewaltet, und ich verweise namentlich auf die Besprechung des ‚Vaterland', in der ausdrücklich bedauert ward, dass das Stück nicht »Der Revolver« heisst: »Der Held mit dem ornithologischen Namen« sei »ein Mensch, der sich alle Scandal- und Tratschgeschichten Wiens in ein Büchlein notiert und diese Notizen in der Gesellschaft verwerthet; die Menschen, die er dann erpresst, sind genau so gezeichnet, wie sie sich Herr — Spatz vorstellt.« Der Kritiker, der ein öfter wiederkehrendes Lied dieses Helden die »Erpresser-Arie« nennt, spricht von einem »für Wien beschämenden Abend« und citiert einige Gedankenperlen des Buchbinder'schen Dialogs. Leider hat er nicht alle angeführt. Nachzutragen wäre die Stelle aus einem Gespräch zwischen einem Stubenmädchen und dessen Liebhaber: »Hundertmal hab' ich Ihnen gesagt, dass Sie nicht zu mir kommen sollen!« »Na, ich hab' immer geglaubt, dass es hier commoder ist.« Von demselben Stubenmädchen wird gesagt: »Wenn sie irgendwo aufgehoben ist, ist sie gut aufgehoben.« Daneben berühren freilich Wendungen wie die: »Kein Mensch ist vor dem Landesgericht gefeit« wie ernste Wahrheiten . . . Bedenkt man, dass dazu Herr Wein-

berger eine infolge seiner Verwandtschaft mit einem Redacteur der ‚Neuen Freien Presse' graziöse Musik geschrieben hat, die schon vor der Erstaufführung die Spatzen auf dem Dache des Deutschen Volkstheaters gepfiffen haben, so wird man den Beifall des gefüllten Premièrenghettos begreiflich finden.

*

Herrn Hartlebens Auszeichnung mit dem Grillparzerpreis hat an und für sich die Aufregung, die sie weckte, nicht verdient. Die Frage, welches das »relativ beste« der in den letzten drei Jahren an deutschen Bühnen aufgeführten und noch mit keinem andern als den üblichen Theaterpreisen belohnte Drama sei, ist von einem Collegium literarisch gebildeter Männer schwer zu beantworten und gehört längst vor die viel competentere Jury deutscher Theatercassiere. Jetzt kann doch die zeitungsgläubige Menge leicht zu der Meinung verleitet werden, dass um den Grillparzerpreis eine Dichterkrone zu haben sei. Aber wenn schon das eine oder andere Mal die Krone zu solchem Spottpreis zu beschaffen wäre, auf des biederulkigen Otto Erich Haupt könnten die ernstesten Leute nicht ohne Lachen den unpassenden Schmuck erblicken. Nein, dass jemand Herrn Hartleben, weil ihm der Preis zuerkannt ward, für einen Dichter halten würde, war nicht zu befürchten. Da gab's nichts mehr zu thun, als das Geld baldigst flüssig zu machen. Das hat die Verwaltung der Grillparzerstiftung bereits besorgt, und auch Herr Hartleben wird es wohl, wenn er sich seit den Münchener Zeiten nicht ganz verändert hat, demnächst besorgt haben.

Nur Einer hat geglaubt, noch ein Uebriges thun zu sollen, und wie es schon geschieht, dass just die gescheidtesten Leute einen plumpen Aufsitzer nicht durchschauen, war es diesmal der Präsident der Akademie der Wissenschaften, der der Täuschung erlag, als hätte das Preisrichtercollegium der Grillparzer-

ruchbar, so vermag selbst der objectivste Beurtheiler nicht mehr anzuerkennen, dass es im Grunde doch eine Vereinigung von Idealismus, Bildung und Phantasie war, mit der eines der dreistesten Attentate gegen den literarischen Geschmack wie gegen den primitivsten Leserverstand verübt ward. Wenn Gelber, um die »Congruenz« zwischen Shakespeare und Homer nachzuweisen, den Agamemnon Gelber'sche Verse sprechen lässt und in einem seiner zudringlichen Zwischencommentare dann begeistert ausruft: »Hier ist also der homerische Agamemnon«, während er sechs Seiten später den Agamemnon Shakespeares noch »ritterlicher und sympathischer« erscheinen lässt »als den galligen, habsüchtigen und würdelosen Mann der Ilias«; wenn er den Sinn einer Shakespeare-Stelle, die sich auf Achill bezieht, ändert und dazu herausfordernd die Frage stellt: »Schändet Shakespeare darin die leuchtende Pelidengestalt?«; wenn er Ulysses für Gymnasiasten präpariert und ihn den ersten Act mit dem citierten Hexameter schliessen lässt: »Einst wird kommen der Tag, wo die stolze Ilion hinsinkt . . .«, so fühlt man sich beinahe bewogen, Wolzogens hartes Urtheil zu modificieren. Wo dieser nüchterne Mann, der »Troïlus und Cressida« vollends als dem Geiste Offenbachs verwandte Heldenposse auffasst, bewusste Fälschung sieht, vermögen will nur eine ans Pathologische grenzende Querköpfigkeit zu erkennen, die zu blind ist, um der offenbaren Gefahren des Ertapptwerdens zu achten . . . Es wäre thöricht, zu glauben, dieser Schwärmer, der zufällig auch Journalist ist, habe der Direction des Burgtheaters nach Wiener Sitte seine Bearbeitung aufgedrängt und Shakespeare verdanke seine Auferstehung nur dem Einfluss der »Concordia«. Denn, falls es noch ein Geheimnis sein sollte, hier sei's verrathen: Herrn Gelbers Antheil wurde wohl auf dem Theaterzettel, aber nicht auf der Bühne geachtet. Die scenische Verballhornung, die Herr Schlenther aus Eigenem vornahm und die die ungeheuerliche

Zusammenziehung zweier Cressida-Auftritte und den Gabor Steiner-Effect des durch einen Schleier enthüllten und musikalisch begleiteten Alkovenzwischenfalls brachte, war von Gelbers Sphäre so weit wie von der Shakespeares entfernt. Sie ist trotz alledem sehenswerth, weil sie in ~~Herrn~~ Heines Thersites und Thimigs Pandarus ~~(dieser grauenhaft grotesken Leistung that bei einigen Kennern der Umstand Eintrag, dass Herr Thimig seinerzeit gegen Herrn Burckhard »intriguiert« hat)~~ zwei Gipfel neuer Burgtheaterkunst schauen lässt. Achill erscheint in ihr so sehr als feiger Meuchelmörder, dass er nicht wie bei Shakespeare mit seinen Myrmidonen auftritt, um den Hector erlegen zu lassen, sondern, da er schon Hectorn gegenüberstand, sie zu dem edlen Werk erst herbeiruft. Welche Versündigung am Geiste Gelbers, der im Commentar die Meuchelthat zugibt, aber erklärt und verklärt und ~~in der Bearbeitung~~ den Hector durch Achill ~~selbst~~ beseitigen lässt, während er selbst die Worte »Schlagt, Bursche, schlagt!« beseitigt. Man hat im Burgtheater nur insofern die Gelber'sche ~~Verwüstung wieder hergestellt~~, als man Achill bis zum Moment der That einen »sympathischen« Mann sein liess und den Ulysses als salbungsvollen Biedermeier auffasste. Und noch eine weitere Concession rechtfertigt die Nennung Gelbers auf dem Theaterzettel: »Den Vater Cressida's«, ~~heisst es im Commentare~~, »den troïschen Verräther, der bei Shakespeare Kalchas heisst, wird man hier Rhisus zubenannt finden. Der Grund ist klar. Man meinte, dass Shakespeare wie in allem, so auch durch die Benennung eines Verräthers nach Kalchas, etwas Griechisches habe verunglimpfen wollen .... Nein, der Gedanke an ihn (den griechischen Priester) war unserem Dichter völlig fern .... Aber wenn dem so ist und man es mit einem nichtsbedeutenden Namen zu thun hat, ist es nicht klüger, den Mann einfach umzutaufen ....?« Dies leuchtete den Herren im Burgtheater ein. Sie lehnten die Zu-

Gelbers »Troilus und Cressida« ~~Bearbeitung~~, die man, wie alle Attentate auf gekrönte Häupter, als die »Unglücksthat eines Fanatikers« bezeichnen kann, ~~hatte~~ bei der Collegenkritik, der höchstens die Ehrlichkeit solcher Verirrung unsympathisch sein mochte, eine im grossen Ganzen anerkennende ~~oder doch schonungsvolle~~ Aufnahme ~~gefunden~~.

~~aber er darf~~ nicht den Sinn im Ganzen und im Einzelnen in sein Gegentheil verwandeln, darf nicht, wie z. B. Gelber thut, Reden des Ulysses, Nestor und Agamemnon willkürlich untereinander vertauschen, Scenen hinzuschreiben, von denen kein Wort im Original steht, und durch Umstellen von Scenen und Scenentheilen in anderem Zusammenhang deren Sinn vollständig verändern. ~~Die dem Dichter so überaus gelungene Figur des alten Nestor verschwindet bei Gelber bis auf einen nichtssagenden Rest. Die köstliche Kussscene im vierten Aufzug, wo Cressida den griechischen Feldherren vorgestellt wird, streicht er ganz. Den Ulysses und den Achilles macht er durch kühne Textfälschungen und Auslassung wichtigster Charakterzüge zu Idealgestalten und dem Troilus lässt er mit einer schönen Rede eigener Arbeit sterben, um der Tragödie einen Schluss zu geben~~. Es ist sehr schade, dass Gelber durch eine vorgefasste Meinung von den idealen Absichten des Dichters sich zu solchen groben Fälschungen hat verleiten lassen.«

~~Mit diesen Worten des Freiherrn v. Wolzogen, die einer Einleitung seiner Bühnenbearbeitung von »Troïlus und Cressida« entnommen sind, scheint mir der enthusiastische Unfug des Herrn Adolf Gelber erschöpfend und gebührend abgefertigt.~~ Dass ein schlichter Wiener Localredacteur mit der einen Hand die Unfallchronik schreiben und mit der andern das Gefieder des Schwans von Avon streichelnd beschmutzen kann, ist ja sicherlich bemerkenswerth, und ich erkläre unumwunden, dass mir, hätte ich bloss die ~~Persönlichkeit~~ des Herrn Gelber zu werthen, selbst die empörendste Schändung eines Shakespeare-Heiligthums den Uebelthäter angenehm macht im Vergleich zu seinen sämmtlichen Collegen, deren planvolles Fühlen so weltenfern jeder Begeisterung liegt wie jeder Verirrung. Wenn einer Redacteur ~~des~~ ‚Neuen Wiener Tagblatt' ist, so wird er wahrlich durch den brutalsten Ungeschmack, mit dem er sich gegen »Troïlus und Cressida« vergeht, noch immer erhöht, und es liegt ausser allem Zweifel, dass Herr Adolf Gelber, sofern man bloss wüsste, dass er in der Stille seinen Shakespeare missversteht, der ~~reinlichste, uneigennützigste und~~ sympathischeste Wiener Journalist wäre. Werden freilich die Resultate seiner Nebenbeschäftigung, durch ein Buch oder durch die Bühne,

Strassenbahn bringt allen Wiener Spatzen den Tod, und das kann die gefühlvolle ‚Neue Freie' nicht verwinden (siehe Nr. vom 24./1. 1902). Die armen Spatzen können die Warnungstafeln nicht lesen — »nach dem letzten Tramwayross wird bald auch der letzte Spatz aus den Strassen Wiens verschwinden.« ... Obgleich nun unsere Spatzen Analphabeten sind, haben sie, im Vergleich zu den Redacteuren der ‚Neuen Freien', ein gediegenes physikalisches Wissen, sind in diesem Punkte nicht so ganz und gar voraussetzungslos und pfeifen das, was alle Schuljungen und alle Spatzen auf den Dächern eben in einem solchen Falle zu pfeifen pflegen: Den elektrischen Schlag spürt man erst dann, wenn man gleichzeitig Leiter und Erde berührt. Ein alter Spatz pfiff es nach der Lecture des »Spatzentodes«, riss eine Schwungfeder aus seinem Steiss und schrieb die folgende Correspondenzkarte an den Thierschutzverein: »Achtung! Dass Sie mir ja nicht etwa die ‚Neue Freie' zum Ehrenmitglied ernennen! — Mit gebührender Spatzenkeckheit

Ihr Starkstromfreund

Ecke Fichtegasse—Kolowratring«.

~~Theaterrevue.~~

»Ich habe Achtung vor der glühenden Begeisterung, die Gelber seinem Shakespeare entgegenbringt, und vor der starken Phantasie, mit der er seine Ansicht zu beweisen sucht, aber wenn er diese Ansicht in seiner Bearbeitung dadurch unserem heutigen Theaterpublikum vermitteln will, dass er aus dem Text einfach alles herausstreicht, was dieser Ansicht mit greller Deutlichkeit widerspricht, und dafür durch eigene Hinzudichtungen, welche nicht nur die Scenenführung, sondern auch den Gedanken- und Empfindungsinhalt gänzlich verändern, sich Beweise herbeizwingt, so halte ich dieses Verfahren denn doch für eine Competenzüberschreitung des Kritikers und Bearbeiters, für die es keine Entschuldigung gibt... Ein Bearbeiter darf ~~[illegible] streichen, was wir heute als Längen empfinden müssen, er darf Scenen umstellen, wo es die heutige Praxis des schwierigen Bühnenmechanismus erfordert —~~

Dezember 1905

Könnte ein Kulturmensch überhaupt den Drang verspüren, sich politisch zu betätigen, er würde in Österreich stets zwischen den Parteistühlen zu sitzen kommen. Die Tendenz gegen ihre Vertreter in Schutz nehmen zu müssen, wäre seine erste Erkenntnis. Jede Partei treibt ihn der andern zu. Ehrlicher Antisemit, muß er nach den rednerischen Exzessen des Bürgermeisters einer Haupt- und Residenzstadt fanatischer Judenfreund werden; Zionsgläubiger, wird er beim Anblick eines Volkstheaterparketts zum Anhänger des Herrn Ernst Schneider. Die nationale Verblödung des Bürgertums treibt ihn in das sozialdemokratische Lager; der Siegesrausch der Nüchternheit, der Dünkel glanzlosester Diktatur stößt ihn wieder ab. Hier vor allem werden die Temperamente, die im Kampf gegen Institutionen geweckt wurden, durch den Ausblick auf das Parteiideal gelähmt. Je langweiliger, desto hochmütiger wird diese Politik, die jeden, der vom allgemeinen Wahlrecht nicht viel mehr für die Kultur erwartet als eine Vermehrung der gesetzgebenden Trottelhuber und Teppenhofer, für einen Schurken erklärt. Einem der Herren soll der Verstand stehen geblieben sein, als er sah, daß ich in diesen »großen Tagen« eine Broschüre über einen Sexualprozeß schreiben konnte. Ich glaube nicht, daß die Menschheitsfragen, die ein solcher Prozeß berührt, nach Einführung des allgemeinen Wahlrechts leichter als bei Fortbestehen der »Kurienschande« zu lösen sein werden. Ich glaube nicht, daß die Wichtigkeit eines publizistischen Themas von seiner parlamentarischen Dringlichkeit abhängt und daß jeder andere Gegenstand hinter der andächtigen Betrachtung eines Demonstrationszuges und der definitiven Feststellung seiner Teilnehmerzahl zurückstehen muß. Merkwürdig erscheint es, daß bei der verödenden Wirkung einer Parteitendenz, die Seele und Nerven aus den Menschen wegdekretiert und durch das allgemeine Wahlrecht ersetzt, noch sozialdemokratische Schöngeister ihr Dasein fristen können. Sie sind freilich danach. Einer schreibt ein Feuilleton über das jetzt grassierende »Tagebuch einer Verlorenen«. Natürlich ist die Prostitution des Weibes eine »bürgerliche« Einrichtung. Schon die Einführung des allgemeinen Wahlrechts dürfte die polyandrischen Triebe wesentlich beschränken, und im Zukunftsstaat wird jene Frauennatur nicht gedeihen, die weder körperliche Hingabe noch die Annahme des Tributs, den die Mannheit schuldet, als seelische Erniedrigung empfindet. Nur immer schön marxistisch gedacht! »Der konsumierenden männlichen Jugend zuliebe« will man die Prostituierten, »diese armseligen Kleingewerbetreibenden ihrer verpfuschten Körper in geborne Lustweiber mit prachtvoller Genußphilosophie umlügen«. Eine gesellschaftliche Ordnung, die die Prostitution brauche, habe »auch noch einen Frank Wedekind nötig, der ihr erklärt, daß der Handel mit dem eigenen Leibe die beglückendste Frauenbeschäftigung ist«. Ich weiß nicht, ob die bürgerliche Gesellschaftsordnung in einem Frank Wedekind nicht doch den gefährlicheren Gegner spürt als in einem sozialdemokratischen Journalisten. Aber jedenfalls hat die ‚Arbeiterzeitung' eine beglückendere Frauenbeschäftigung ersonnen als den Handel mit dem eigenen Leibe. Wenn sich die jungen Mädchen nicht mehr den Männern, sondern der Politik in die Arme werfen, werden ihre Körper erst der vom Schöpfer gewollten Bestimmung dienstbar sein. Es ist gut, daß die ‚Arbeiterzeitung' in derselben Nummer, in der sie über das Tagebuch einer Verlorenen schreibt, den Brief einer für das allgemeine Wahlrecht Gewonnenen veröffentlicht. Den »Brief eines braven Mädchens« nennt sie das zarte Geständnis der Ring- und Kettenschmiedstochter, die, weit entfernt, den Lockungen eines Casti Piani zu folgen oder auch nur erlaubteren Idealen der Weiblichkeit nachzujagen, der Redaktion der ‚Arbeiterzeitung' versichert, daß sie — »von der Geburt eines neuen Österreich überwältigt« sei.

EIN WEIBLICHER WITZBOLD

März 1904

In dem Gewimmel schwärzlicher Schmöcke, das bei Premièren den Mittelgang unserer Theater versperrt, fiel mir schon lange eine Dame auf. Ich sah zuerst, daß sie Rosenbaum heißt, und später erfuhr ich, daß sie sich »Kory Towska« nenne. Da erinnerte ich mich, daß unsere liebe Presse uns von Zeit zu Zeit mit »Epigrammen aus weiblicher Feder« heimsucht, in denen sich eine erhebliche Wertlosigkeit des Gedankens mit einer auffallenden Trostlosigkeit der Form paart. »Kory Towska« sind sie unterzeichnet. Oft hatte ich zu wissen verlangt, wer sich — mit Recht — hinter diesem Pseudonym verberge, und hörte immer nur: eine »Frau von Geist«. Aber da sich eines Tages herausstellt, daß sie auch die Frau des Burgtheaterdramaturgen ist, so umsteht sie der Schmöcke schwärzliches Gewimmel bei den Premièren, schützt sie die Phalanx jener Kunstrichter, deren oberste kritische Raison lautet: »Man kann nicht wissen —!« ... Eine Witzboldin! Ich vermag mir an und für sich nichts Unerfreulicheres zu denken. Nichts, was der Vorstellung von weiblicher Anmut mehr zuwiderliefe. Wenn man hört, daß eine Frau die Passion hat, zu »geißeln«, so ist der Gedanke bei weitem natürlicher, daß sie eine Sadistin ist. Aber eine Satirikerin? Bewahre der Himmel uns davor! Satirische Nadelstiche sind keine weibliche Handarbeit. In welch ein Jammertal würde diese Welt verwandelt, wenn die Frauen aufhörten, lyrisch, und anfingen, »epigrammatisch« zu denken, wenn Herz sich nicht mehr auf Schmerz, sondern auf Scherz reimte und Liebes-Leid und Lust sich auf ihren Höhepunkten in einem Kalauer auslösten! Otto Weininger hat die Blütezeit der Rosenbaum nicht mehr erlebt. Er hätte zugegeben, daß sie 99% »M« enthalte, aber von dem Masculinum Rudolph Lothar. Ich könnte mir nicht einmal denken, daß eine Ballreporterin in der ewigen Umgebung ihrer männlichen Kollegen den Itzig-Witzig-Stil erlernt, der Kory Towskas Epigrammen eignet, oder den Knofel- und Pofelwitz, von dem ihr Lustspiel »Michael Kohlhaas« duftet, das neulich mit verheerender Wirkung über die Volkstheater-Besucher niedergegangen ist. Eine abscheulichere Zumutung hat sich eine dem Cliquengebot willfährige Direktion schon lange nicht geleistet, und keine gründlichere Fälschung eines Durchfalls die liberale Preßclique. Das Publikum, weniger galant als die Ladenschwengel der öffentlichen Meinung, rehabilitierte das Geschlecht, da es den weiblichen Witzbold anzischte. Ein seltsamer Theaterabend: Unter den Ausbrüchen der Empörung wurden der Dame nach jedem Aktschluß mit Blumen gefüllte Papierkörbe auf die Bühne gereicht. Ein Literaturprofessor im Stücke heißt »Meibauer«, damit er in einer Prozeßsache Meineidbauer genannt werden könne, ein weiblicher Michael Kohlhaas wird »Kohlhäsin« genannt, und ein Herr, der drei weinende Frauen vor sich sieht, fragt, ob er in eine »Weinstube« geraten sei. In der befreundeten Presse wurde tagsdarauf von »Gedankenreichtum«, »sarkastischem Geist«, »ironischer Heiterkeit des Dialogs«, »Charme und Leichtigkeit«, »geistiger Gewandtheit«, »charakteristischen Details«, »geschickter Beobachtung« gesprochen. Und von einem »amusanten Gerichtsakt« wurde erzählt, »in welchem die spottlustige Verfasserin der Themis eine Nase drehte«. Es war sichtlich eine Nase, die der Veränderung durch Professor Gersuny harrt. Herr Lothar aber, der den Durchfall zugab, weil er aus eigener Erfahrung weiß, wie wenig das Vertuschen in solchen Fällen nützt, schrieb wörtlich: »Das Publikum des Deutschen Volkstheaters war diesmal sehr hart. Ungewöhnlich hart. Es behandelte ein harmloses deutsches Lustspiel mit einer Strenge, die eine schlimmere Sache verdient hätte«. Und nachdem er einen »guten

1e

abgelegt

Wer verbarg sich hinter diesem Pseudonym und hatte Grund, sich zu verbergen? Wir hörten es immer wieder eine »Frau von Geist«. Aber da sie auch die Frau von Rosenbaum war, die Gattin des Burgtheaterdirektors, so umstand sie der Schmöcke schwärzliches Gewimmel bei den Premièren, schützte sie die Phalanx jener Kunstrichter, deren oberste kritische Raison lautet: »Man kann nicht wissen — !« ... Eine Witzboldin! Ich kann mir an und für sich nichts Unerfreulicheres denken. Nichts, was der Vorstellung von weiblicher Anmut mehr zuwiderliefe. Wenn man hört, daß eine Frau die Passion hat, zu »geißeln«, so ist der Gedanke noch immer natürlicher, daß sie eine Sadistin ist. Aber eine Satirikerin? Barr — Satirische Nadelstiche sind keine weibliche Handarbeit. In welch ein Jammertal würde diese Welt verwandelt, wenn die Frauen anfingen, statt lyrisch »epigrammatisch« zu denken, wenn Herz sich nicht mehr auf Schmerz, sondern auf Scherz reimte und Liebes-Leid und Lust sich auf ihren Höhepunkten in einem Kalauer auslösten! Otto Weininger hat die Blütezeit Kory Towska's nicht mehr erlebt. Er hätte zugegeben, daß sie 80% »M« enthalte, aber von dem Masculinum »Sternberg«. Ich könnte mir nicht einmal denken, daß eine Ballreporterin in der ewigen Umgebung ihrer männlichen Kollegen den Itzig-Witzig-Stil erlernt, der Kory Towska's Epigrammen eignet, oder den Knofel- und Pofelwitz, von dem ihr Lustspiel »Michael Kohlhaas« duftet, das neulich mit verheerender Wirkung über die Volkstheater-Besucher niedergegangen ist. Eine freche Zumutung hat sich eine dem Cliquengebot willfährige Direktion seit Jahren nicht geleistet, und keine schamlosere Fälschung eines Durchfalls die liberale Preßclique. Das Publikum, war weniger »galant« als die Ladenschwengel der öffentlichen Meinung, und rehabilitierte das Geschlecht, da es den weiblichen Witzbold anzischte. Ein seltsamer Theaterabend: Unter den Ausbrüchen der Empörung des Publikums wurden der Dame nach jedem Aktschluß mit Blumen gefüllte Papierkörbe auf die Bühne gereicht. Ein Literaturprofessor im Stücke heißt »Meibauer«, damit er in einer Prozeßsache »Meineidbauer« genannt werden könne. Ein anderer hat eine Abhandlung »über den Einfluß von Goethe's ‚Faust' auf Shakespeare's ‚Hamlet'« geschrieben, ein weiblicher Michael Kohlhaas wird »Kohlhäsin« genannt, und ein Herr, der drei weinende Frauen vor sich sieht, fragt, ob er in eine »Weinstube« geraten sei. In der befreundeten Presse wurde tagsdarauf

März 04

Kory Towska

Nr. 157

Nun, in Brünn waren, wie mir ein Mitarbeiter verrät, die oratorischen Blüten schon recht bedenklich. »Die Anbaufläche für Kartoffeln ist unendlich größer als die vorhandenen und etwa noch zu entdeckenden Kohlen- und Petroleumgruben. Die Menschheit ist demnach in der Lage, in fast unbeschränkter Quantität Spiritus zu produzieren, um das Bedürfnis an Energie zur Erzeugung von Wärme, Licht und Kraft zu befriedigen . . . (Minutenlanger, lebhafter Beifall).« Wenn aber einmal die Anbaufläche der Erde zum Kartoffelbau benützt und aus allen diesen gigantischen Kartoffelmengen die fast unbeschränkte Quantität Spiritus produziert werden sollte, würde man sich wahrscheinlich gezwungen sehen, das Getreide aus den vorhandenen und etwa noch zu entdeckenden Kohlen- und Petroleumgruben zu schöpfen. Müßige Statistiker haben überdies schon berechnet, in welcher Zeit die Anbauflächen der Erde für den Brotbedarf nicht mehr zureichen werden. Wenn nun Sektionschef Exner uns auch noch diese Flächen schmälert, so ist zu erkennen, daß die Menschheit umso schneller, allerdings festlich beleuchtet vom Spiritus, dem Hungerelend verfallen muß . . . Zur Beruhigung kann man aber annehmen, daß unsere Nachfolger vernünftig genug sein werden, statt Spiritus, Kartoffelpüree zu bereiten.

März 1904

Germond

* * *

Ein weiblicher Witzbold (Klein Gott)

In dem Gewimmel schwärzlicher Schmöcke, das bei Premièren den Mittelgang unserer Theater versperrt, fiel mir schon lange eine Dame auf. Ich sah sofort, daß sie Rosenbaum heißt, aber ich erfuhr, daß sie sich »Kory Towska« nenne. Die liebe Presse, ~~deren Prosahumor schon wie eine Krätze des Geistes empfunden wird~~, belästigte uns von Zeit zu Zeit mit »Epigrammen aus weiblicher Feder«, in denen sich eine erhebliche Wertlosigkeit des Gedankens mit einer auffallenden Trostlosigkeit der Form paarte. »Kory Towska« ~~waren~~ sind sie gezeichnet.

von »Gedankenreichtum«, »sarkastischem Geist«, »ironischer Heiterkeit des Dialogs«, »Charme und Leichtigkeit«, »geistiger Gewandtheit«, »charakteristischen Details«, »geschickter Beobachtung« gesprochen. Und von einem »amusanten Gerichtsakt« ~~ward~~ erzählt, »in welchem die spottlustige Verfasserin der Themis eine Nase drehte«. Es war sichtlich eine Nase, die der Verkürzung durch Herrn Professor Gersuny harrt. Herr Lothar ~~aber, der~~ den Durchfall zugab, weil er aus eigener Erfahrung weiß, wie wenig das Vertuschen nützt, ~~schrieb wörtlich: »Das Publikum des Deutschen Volkstheaters war diesmal sehr hart.~~ Ungewöhnlich hart. Es behandelte ein harmloses deutsches Lustspiel mit einer Strenge, die eine schlimmere Sache verdient hätte.« Und nachdem er einen »guten und lustigen Dialog«, »allerliebste, echte Lustspielszenen« und »eine Fülle hübscher Einfälle und lustiger Wendungen« konstatiert und Kory Towska eine Frau von Geist genannt hat, tadelt er Hugo v. Hofmannsthal's »uferlose, verschwommene Poesie, der man auf der Bühne nicht folgen kann«. ~~Ich hatte mir die Frau Towska immer als einen weiblichen Lothar vorgestellt; und nun sehe ich, wie sehr ich sie unterschätzte: Herr Lothar beneidet sie um ihren Humor. Oder~~ trägt ~~er selbst~~ ein »deutsches« Lustspiel unter dem Herzen, dem er in der Burgtheaterkanzlei liebevolle Aufnahme sichern will? ~~Herr Rosenbaum, der Lektor und Gatte, [illegible] dem Unfug von einer [illegible]. In einer andern Ehe wäre »Michael Kohlhaas« ein Scheidungsgrund und somit eine Angelegenheit des Familienlebens.~~ Herr Rosenbaum wollte den artistischen Geschmack, von dem das Burgtheater geleitet wird, demonstrieren und gestattete die Aufführung des deutschen Lustspiels. ~~Jetzt ist es zur öffentlichen Sache geworden und somit zum Scheidungsgrund vom Dramaturgenposten des Burgtheaters.~~

tt/2

darin die leuchtende Pelidengestalt?«; wenn er Ulysses für Gymnasiasten präpariert und ihn den ersten Akt mit dem Hexameter-Zitat schließen läßt: »Einst wird kommen der Tag, wo die stolze Ilion hinsinkt . . .«, so fühlt man sich bewogen, Wolzogens hartes Urteil zu modifizieren. Wo dieser nüchterne Mann, der »Troïlus und Cressida« vollends als eine dem Geiste Offenbachs verwandte Heldenposse auffaßt, bewußte Fälschung sieht, läßt sich wirklich nur eine schwer pathologische Querköpfigkeit erkennen, die zu blind ist, um die offenbaren Gefahren des Ertapptwerdens zu sehen... Es wäre töricht, zu glauben, dieser Schwärmer, der im polnischen »Dreh« ein Derwisch ist und nur zufällig ein Journalist, habe der Direktion des Burgtheaters nach Wiener Sitte seine Bearbeitung aufgedrängt und Shakespeare verdanke seine Auferstehung dem Einfluß der »Concordia«. Denn falls es noch ein Geheimnis sein sollte, hier sei's verraten: Herrn Gelbers Anteil wurde wohl auf dem Theaterzettel, aber nicht auf der Bühne geachtet. Im Burgtheater wurde »Troïlus und Cressida« aufgeführt, ein Drama nach Gelber von Shakespeare. Nein, von Schlenther. Die szenische Verballhornung, die der Direktor ganz aus Eigenem vornahm und die die ungeheuerliche Zusammenziehung zweier Cressida-Auftritte und den Gabor Steiner-Effekt des durch einen Schleier enthüllten und musikalisch begleiteten Alkovenzwischenfalls brachte, war von Gelbers Sphäre so weit entfernt wie von der Shakespeares. Sie ist trotz alledem sehenswert, weil sie in Heines Thersites und Thimigs Pandarus zwei Gipfel neuer Burgtheaterkunst schauen läßt. Und Achill erscheint in ihr so sehr als feiger Meuchelmörder, daß er nicht wie bei Shakespeare mit seinen Myrmidonen auftritt, um den Hektor erlegen zu lassen, sondern, da er schon dem Hektor gegenüberstand, sie zu dem edlen Werk erst herbeiruft. Welche Versündigung am Geiste Gelbers, der im Kommentar die Meucheltat zugibt, aber erklärt und verklärt und darum den Hektor durch Achill persönlich beseitigen läßt, während er selbst die Worte »Schlagt, Bursche, schlagt!« beseitigt. Man hat sich im Burgtheater nur insofern an die Gelbersche Auffassung gehalten, als man Achill bis zum Moment der Tat einen »sympathischen« Mann sein ließ und den Ulysses als salbungsvollen Biedermeier auffaßte. Man bewies der Gelberschen Verwüstung ferner dadurch Pietät, daß man die Streichung der wundervollen Kußszene im griechischen Lager beibehielt. Und noch eine weitere Konzession rechtfertigt die Nennung Gelbers auf dem Theaterzettel, die ein Werk der Barmherzigkeit ist gegenüber einem Geist, den talmudische Erleuchtung dazu gebracht hat, den Text Shakespeares für eine Deuterosis zu halten. In der Gelberschen Gemara heißt es: »Den Vater Cressidas, den troïschen Verräter, der bei Shakespeare Kalchas heißt, wird man hier Rhisus zubenannt finden. Der Grund ist klar. Man meinte, daß Shakespeare wie in allem, so auch durch die Benennung eines Verräters nach Kalchas, etwas Griechisches habe verunglimpfen wollen .... Nein, der Gedanke an ihn (den griechischen Priester) war unserem Dichter völlig fern .... Aber wenn dem so ist und man es mit einem nichtsbedeutenden Namen zu tun hat, ist es nicht klüger, den Mann einfach umzutaufen?« Dies leuchtete den Herren im Burgtheater ein. Sie lehnten die Zumutung, »Troïlus und Cressida« als tragisch gestelzte Versifizierung Homers aufzufassen, schnöde ab und behielten den Rhisus. Rhisum teneatis!

*

und lustigen Dialog«, »allerliebste, echte Lustspielszenen« und »eine Fülle hübscher Einfälle und lustiger Wendungen« konstatiert und Kory Towska eine Frau von Geist genannt hat, tadelt er Hugo v. Hofmannsthals »uferlose, verschwommene Poesie, der man auf der Bühne nicht folgen kann«. Am Ende trägt Herr Lothar ein harmloses deutsches Lustspiel unter dem Herzen, dem er in der Burgtheaterkanzlei liebevolle Aufnahme sichern will? Herr Rosenbaum wollte für den artistischen Geschmack, von dem das Burgtheater geleitet wird, demonstrieren und setzte die Aufführung des »Michael Kohlhaas« am Volkstheater durch. Er hätte einen Schlag ins Wasser getan, wenn er sich jetzt gegenüber einem Angebot Rudolf Lothars nicht widerstandsfähig erwiese.